

Quo Vadis Theologia?

Reflexionen auf die Theologizität¹ der akademischen Theologie

von Thomas Schärtl

1. Entwöhnung von Selbstverständlichkeiten

Wer sich (wie ich) in den 1980er Jahren für ein Theologiestudium entschied, konnte teilweise noch auf einer Welle reiten. Noch für die letzten Ausläufer der Boomer-Generation galt jedes Studium praktisch als beruflich aussichtslos, weil es von ‚uns‘ immer zu viele gab, was den Abiturient*innen der 1980er Jahre eine Freiheit des Galgenhumors erlaubte – mit der erstaunlichen Konsequenz, dass viele das Wagnis, die eigenen Talente wirklich zu entdecken und zu kultivieren, nicht bereuen mussten. Wer sich damals für ein Theologiestudium entschied, war nicht allein: Priesterseminarkurse verzeichneten in manchen Bistümern bis zu zwei Dutzend Neueintritte, regional konnten Orden mit einem erstaunlichen Zuwachs rechnen – gerade dann, wenn sie auf das Feld der Jugendpastoral spezialisiert waren. Die angehenden Lehrer*innen, Pastoralassistent*innen, Gemeindepastoralen oder Priester kamen in der Regel aus der Mitte der nach-konziliaren verbandskatholischen oder gemeindlichen Erneuerungsbewegungen und konnten meist auf eine gediegene Katechetisierung zurückgreifen, sodass der Religionsunterricht oder die Pfarrei-Erfahrung selbstverständlich als Sprungbrett für das spätere Theologiestudium dienten.

Die Attitüde vieler unserer Theologie-Professoren konnten wir daher gut einordnen und verorten; sie glich der jesuanischen Dialektik, die man aus Mt 5,21 f. kennt: Ἠκούσατε ὅτι ... ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν ὅτι ... Das heißt: Die theologische Tradition, die theologischen Klassiker und die lehramtlichen Aussagen wurden von unseren Lehrern bereits in einer Brechung vorgestellt, die theologischen Themen waren immer schon präsentiert aus der spezifischen Perspektive des Theologieprofessors (Professorinnen gab es kaum). Akademische Theologie kam uns vor wie eine genialische Dialektik, die es verstand, die Tradition so darzustellen, dass aus ihr neue Deutungsmöglichkeiten erwachsen, die den Glauben für die Zeit, in der wir uns befanden, glaubwürdiger und menschenfreundlicher machten. Nicht die Wiederholung der alten Formeln, sondern die immer neue Deutung ihrer Adaptionenmöglichkeiten in den *Relevanzhorizonten der Zeit* galt als die hohe theologische Kunst, weswegen wir manchmal mit pochendem Herzen und geröteten Wangen die Bücher jener Großen lasen, die da an den renommierten Universitätsstandorten Theologie lehrten. Diese Form von Theologie konnte für sich eine starke Kongruenz zu den innerkirchlichen Erneuerungslinien seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil reklamieren; römische Invektiven galten lediglich als Geschwindigkeitsverlangsamungen eines Prozesses in die Richtung einer Kirche, deren Takt mit den Herzfrequenzen der modernen Gesellschaft mithalten konnte und die dank ihrer jesuanischen Ethik, ihrer existenziellen Deutungskompetenz und ihrer eschatologischen Hoffnung ein geradezu unschlagbares Angebot an ‚die‘ Menschen machen konnte.

Obwohl eine zunehmende Säkularisierung schon in den 1980er Jahren spürbar war, obwohl man damals immerhin den Priestermangel beklagte, haben wohl nur wenige den *Indifferentismus und radikalen spirituellen und weltanschaulichen Pluralismus* des 21. Jh. kommen sehen. Die Theologiestudierenden, die jetzt in den Hörsälen sitzen, müssen mit teilweise radikal veränderten Voraussetzungen leben: Ihr Studienwunsch musste sich aus der pragmatisch-selbstbezüglichen Lebensorientierung der sogenannten *Generation Z* und *Alpha* in einer Art haltungsbezogenem *uphill fight* herauskristallisieren angesichts einer Atmosphäre, in der religiöse Haltungen als diversitätsfeindlich, exklusivistisch und zu präskriptiv inkriminiert. Noch dazu kommen sie aus Gemeinden, die gerade noch als Organisationseinheiten funktionieren; sie kommen aus Verbänden, die einen rapiden Mitgliederschwund beklagen müssen. Sie kommen aus Schullaufbahnen, in denen eine in die

¹ Der vorliegende Kommentar geht auf einen Workshopbeitrag zurück, der anlässlich des gemeinsamen *Dies academicus* der drei Münchener Theologien am 20. Mai 2026 präsentiert worden war.

umgebende Gesellschaft intensiv hinein-verflochtene katholische oder evangelische Sozialisierung eher ein Einzelfall geworden ist und sich gegenüber einer religiös-kulturellen Diversität und Pluralität behaupten musste; sie kommen schlussendlich bisweilen auch aus jenen geistdurchwehten spirituellen Übergangsquartieren, die Aufbrüche versuchen, wo institutionelle Kirchlichkeit den Charme des nächst-entlegenen Finanzamtes entwickelt hat. Der Anspruch unserer eigenen theologischen Lehrer: „Ἠκούσατε ὅτι ... ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν ὅτι ...“ wirkt auf diese Generation von Studierenden fremd. Wenn sie mit einem diversitätsfreundlichen Religionsunterricht und einem eher ritualisierten, bürokratisierten oder humanpädagogisch zugespitzten Gemeindeleben nur eine minimalinvasive Form von Katechese erfahren haben, wird ihnen eine perspektivisch gefärbte Darbietung theologischer Inhalte von der theologischen Lehrkanzel herab seltsam, ja sogar ungenügend vorkommen. Ihre theologische Suche gilt eher der Stärkung der eigenen, z. B. dezidiert katholischen, Identität – in einer Zeit, in der sich glaubend Engagierte oder theologisch Gebildete in einer Minderheitenposition erleben. »Anschlussfähigkeit« ist ein Kriterium, das theologische nicht mehr einfach hin auf »die« Gesellschaft bezogen werden darf, sondern sehr spezifische, enorm parzellierte religiöse Bedürfnisse als Kontexte anerkennen muss.

2. Abschied von der eingeräumten und erträumten Vorreiterrolle

Wer sich an die lauten und starken Debatten erinnert, die in der systematischen Theologie vor drei Jahrzehnten gerade von den damals führenden theologischen Standorten ausgetragen worden waren – Julia Knop² verwies in einem Vortrag exemplarisch die sogenannten »Letztbegründungsdebatten« –, wird eben diese Diskussionen heutzutage nachgerade seltsam finden. In der Rückschau drängt sich die Frage auf, an *wen* diese Fragen eigentlich adressiert waren und auf welcher *ekklesiologischen* und *gesellschaftlichen* Grundlage sie geführt wurden. Die intellektuellen Wurzeln sind zunächst schnell gefunden: Sie ragen hinunter in philosophische Debatten um letzte Gründe (in der Ethik, in der rationalen Kommunikation und in der Metaphysik), Debatten, die in den 1980er Jahren von Apel, Habermas und in Teilen auch Spaemann beeinflusst worden waren und von dort her ihren Weg in die Fundamentaltheologie fanden – begleitet von einer systematisch-theologischen Rezeption des Deutschen Idealismus, die sich im katholischen Kontext stärker an Fichte als an Hegel oder Schelling orientierte. Aber die implizite Voraussetzung dieser Diskurse war vermutlich die Vorstellung von einer *homogenen intellektuellen Zuhörerschaft*, die gewissermaßen nur auf den eleganten Schlussstein in der für die sogenannte Moderne prägenden »Vernunft- und Glaubensdebatte« wartete. Man kann nicht sagen, dass die theologischen Letztbegründungsprotagonisten die Diskussion argumentativ verloren hätten (obwohl es schon damals im Namen alternativer Vernunftparadigmen theologischen Widerspruch gab); sie haben aber auf jeden Fall ihre Zuhörerschaft, die »Resonanzräume« und auch die theologische Gefolgschaft eingebüßt, die sich nonchalant einfach anderen Themen, anderen Herausforderungen, anderen Bedürfnissen und Optionen zuwandte.

Das hier eher anekdotisch angeschnittene Beispiel verweist auf einen größeren Problemzusammenhang, der auf einer Meta-Ebene nach den Konstellationen fragen lässt, die zu einer Ausformung bestimmter Typen und Stilen von Theologie führen. Der berühmte lutherische Theologe Hans W. Frei hat in seinen *Types of Christian Theology* eine Landkarte möglicher systematisch-theologischer Ansätze vorgestellt, die sich meist dadurch voneinander unterscheiden, wie sie philosophische Methoden einsetzen und wo sie sich im Schnittfeld von Glaube und Welt bzw. Christentum und Kultur bewegen: Ist die Philosophie ein bloßes Instrument (wie bei Karl Barth oder auch Joseph Ratzinger), um die innere Kohärenz des christlichen Glaubensbekenntnisses darzulegen? Oder ist die Philosophie eine genuine Gesprächspartnerin, die nicht nur auf einer Meta-Ebene Erkenntnisse anderer Wissenschaften zurüstet, sondern u. U. die Theologie zu einer Veränderung der Methoden oder gar zu einer Revision von Theorien herausfordert? Was Frei implizit und explizit für die Gestalt und das Selbstverständnis von *Stilen von Theologie* in ihrem Verhältnis zur Philosophie herausarbeitete, lässt sich inzwischen allgemeiner anhand der Beziehungen der Theologie zu anderen Geisteswissenschaften beschreiben: Stellen diese lediglich ein methodisches Rüstzeug für die Bearbeitung genuin theologischer Fragen bereit; und *dienen* sie somit eher der inneren Eigenra-

² Vgl. weiterführend Julia Knop, Eine Glaubenswissenschaft? Zur Rolle und Zukunft der akademischen Theologie, in: HerKorr 11 (2025) 13–16.

tionalität des theologischen Arbeitens? Oder *verändern* sie die Gestalt von Theologie, indem sie nicht nur mit ihren Methoden, sondern auch mit ihren Erkenntnissen und Erkenntnisressourcen einen Revisionsdruck auf die von der Theologie reflektierten und theoretisch explizierten religiösen Überzeugungen ausüben? Nicht allein im Gespräch mit den Naturwissenschaften hat sich Letzteres ereignet – man denke an den Umbau der Schöpfungstheologie –, sondern auch im Dialog mit der Soziologie, der Psychologie und den Geschichtswissenschaften. Mit der Vervielfältigung der Gesprächspartnerinnen vergrößert sich freilich die Diversität theologischer Stile, Ansätze und Schwerpunkt-Setzungen.

Die katholische (systematische) Theologie hat mit etwa einem Jahrhundert Verspätung eine Fragestellung aufgenommen, die die protestantische Theologie als Antwort auf die Moderne und die Philosophie der Aufklärung in das Zentrum gestellt hatte: die Frage nach ‚der Religion‘, nach der Eigenart des sogenannten religiösen Verhältnisses, nach der Konstellation des religiösen Bewusstseins und nach den Reflexions- und Vollzugsformen von Religion im Vergleich zu etwaigen ethischen und metaphysischen Fundamentalsoptionen. Die Hoffnungen, die mit dieser verbreiteten Fragestellung verbunden waren (und vielleicht noch sind), zielten auf das Erschließen von je umfassenderen Relevanzhorizonten für Glaube und Theologie: *Wenn gezeigt werden könnte, dass Religion menschengemäß und vernunftzutraglich ist, kann Theologie einen vernünftigen Gegenstand ausweisen; wenn gezeigt werden könnte, dass überall, wo Menschen Kultur errichten, eine Konkretisierung religiösen Bewusstseins anzutreffen ist, würde religiöse Bildung eine wichtige Komponente in der kulturellen Formung, ja Reifung von Menschen darstellen; wenn gezeigt werden könnte, wie religiöse Vollzugsformen ethische und politische Konstellationen beeinflussen oder für solche Konstellationen Ressourcen darstellen, dann wäre die theologische Aufklärung des Religiösen gleichzeitig ein Dienst am Ethischen und Politischen. Oder etwa nicht?* Mit dieser paradigmatischen Grundveränderung sind aber auch die Weichen in die kulturwissenschaftliche Richtung schon gestellt, da der zwischen Substantialität und Funktionalität oszillierende Religionsbegriff eine Zugangsweise ermöglicht, die von offenbarungstheologischen oder dogmatischen oder anderen Normativitäten abzusehen erlaubt, und eine theologische Beobachterperspektive gestattet, die in religiös pluralen oder teilweise indifferenten Gesellschaften neutraler und damit anerkennungsfähiger wirkt. Alle theologischen Ordnungsrufe, die Religionsfrage endlich (wieder) durch die Gottesfrage zu ersetzen – sie reichten von Karl Barth zu Ingolf Dalferth und anderen –, wurden bislang nur in schon darauf eingestellten Resonanzbezirken gehört und gewürdigt. Zudem ist nicht einmal klar, ob eine Rezentrierung der Gottesfrage einen ‚cultural turn‘ der Theologie umwenden kann und soll, sofern gilt, dass Kultur immer schon eine Bedingung der Möglichkeit des Vollzugs von Glauben ist, sodass eine a-kulturell arbeitende Theologie ätherisch-unwirklich und abstrakt bliebe.

Während historische und exegetische Fächer schon immer ein offenes Ohr für Paradigmenveränderungen in den säkularen Partnerwissenschaften hatten, greifen zunehmend auch die sogenannten systematischen Fächer auf einen Methodenpluralismus zu, der es ermöglicht, Themen der Dogmatik, der Fundamentaltheologie oder der Ethik nicht nur im Kontext neuer philosophischer Ansätze zu bedenken, sondern eben auch dank differenziertester soziologischer oder politologischer Theoriebildungen ganz neu anzugehen. Dass nach solchen Prozeduren das Signum einer ‚Glaubenswissenschaft‘ manchmal nur noch mit einer gewissen Fantasie und unter Voraussetzung der Kenntnis paradigmatischer Verschiebungen erkennbar bleibt, wird nicht verwundern.

Unter der Perspektive stetig dialektisch agierender und sich konstellierender Kräfte überrascht es dann aber auch nicht, dass sich ein Widerstand formiert gegen derartige Transformationsprozesse, denen sich die Theologie unterworfen hatte und dem sie (mehr noch) durch das Gebot methodologischer Aktualität, der Interdisziplinarität und der forschungsprogrammatischer Fruchtbarkeit unterworfen wird. Nicht nur katholische Bischöfe schielen auf die unterstellte Heimeligkeit und angebliche Kirchentreue der rein kirchlich organisierten und geführten theologischen Hochschulen und Fakultäten. Von der Situation der Theologien in den USA lässt sich aber lernen, dass dieser Weg in die Hochschulprivatisierung und in die Verinselung neue Gefahren birgt: Nicht allein das Sich-Abkoppeln von universitären Diskursen und dem methodischen und gewissermaßen hautnahen Provoziertwerden durch andere Wissenschaften wäre ein Problem, weit eher stellt die Blasenbildung und binnenkirchliche Konfessionalisierung die härtere Herausforderung dar: Parzellierte Binnenräume entwickeln ihre eigenen Theologien für ihre *eigenen Bedürfnisse*, sodass eine unersetzliche, Stile und Marken übergreifende Kommunikation aussichtslos würde und am Ende auf den akademischen Märkten weniger die akademische Qualität theologischer Standorte als vielmehr ihr kirchenpolitischer Stallgeruch, ihr weltanschauliches Warensortiment und ihre Attitüden über

ihre Attraktivität bestimmen würde. Der schillernde Ruf des *Steubenville College* in Ohio und sein durchaus retro-chic katholisch ausgelegtes Motto *Live the Truth* mögen als Anschauungsbeispiel dienen.

Zu den idealisierenden Imaginationen der klassischen euklidischen Geometrie gehörte der Gedanke, dass die Vermessung der Verhältnisse, Abstände und Proportionen überall gleich funktioniert und denselben Gesetzen unterliegt. Besonders die zentralistisch organisierte Elitenausbildung, die die katholische systematische Theologen aus der Generation meiner Lehrer (meistens in Rom) genossen hatten, konnte die Imagination stützen, dass die theologischen Neuansätze, die Problemhorizonte, die Revisionsbereitschaften und die Geschwindigkeiten paradigmatischer Veränderungen überall dieselben seien und dass – vielleicht noch wichtiger – sich theologische Theoriebildung immer nach vorne entwickelt, sodass jede Rückschau meistens vorsichtig, immer aber kritisch zu sein habe. Die Beschäftigung mit außereuropäischen Theologien hat dieses Bild inzwischen zurecht in Frage gestellt. Nicht allein die sogenannte Befreiungstheologie hat gezeigt, dass es Relevanzhorizonte für die Theologie gibt, die sich im europäischen Raum so nicht nachstellen lassen. Meine eigenen Erfahrungen im US-amerikanischen Kontext haben mich durchaus mit Staunen gelehrt, dass es nicht nur keinen umspannenden Relevanzhorizont mehr gibt, sodass eine gewisse Provinzialisierung deutschsprachiger Theologie eine vielleicht bedauerliche, aber unausweichliche Folge wäre, sondern dass es auch innerhalb pluraler Kontexte zu einer Aufteilung von Relevanzbezirken kommt, deren Segmenthorizonte sich dann als eigentümliche Inseln formieren können. Während die protestantische Theologie ihre diversen Stileigentümlichkeiten in Gesellschaften wie der *Schleiermacher-Gesellschaft*, der *Bultmann-Gesellschaft*, der *Bonhoeffer-Gesellschaft*, der *Barth-Gesellschaft*, der *Deutschen Paul-Tillich-Gesellschaft* etc. sortierte und so akademisch konkurrierenden Paradigmen eine gewisse Beheimatung bot, tragen die »Rahnerianer«, »Balthasarianer«, ... oder Anhänger eines neuen monopolistisch auftretenden Alleilmittel-Thomismus, der gerade von den USA aus erfolgreich in die Welt hinaus exportiert wird, tendenziell eher zu einer inneren Konfessionalisierung des Katholischen bei.

Der einstmals weltkirchlich starke Einfluss der deutschen katholischen Theologie verdankte sich u. a. kontingenten historischen Faktoren: Ein gewisser Inferioritätskomplex gegenüber der evangelischen Theologie erwirkte im Vor- und Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils einen Theoriehunger und Innovationsschub, der sich glücklich mit den Paradigmenveränderungen fügte, die z. B. durch die *Nouvelle Théologie* auch für den deutschen Sprachraum wirksam wurden. Die (gespreizt formuliert) »prae-postkolonialen« Ausbildungssysteme der theologisch tonangebenden Orden – wie etwa der Jesuiten und der Dominikaner – ermöglichten im römischen Zentralismus katholischer Prägung ein international umgreifendes theologisches Netz, das der Durchsetzung bestimmter, umfassend anerkannter Paradigmen einen kräftigen Schub verliehen hatte. Das *Erwachen der Kirche als Weltkirche* wurde – wie das Konzilsdokument *Gaudium et spes* vor Augen führt – als Formierung *globaler Relevanzhorizonte* verstanden, während die Koordinaten kultureller Eigendynamiken und Partikularitäten erst mit einer Zeitverzögerung in die theologische Reflexion einsinkerten oder sich in Phasenverschiebungen als Eigenrechte, Emanzipationsnotwendigkeiten und Unüberbrückbarkeiten mahnend zu Wort meldeten.

Die gegenwärtige Situation deutschsprachiger Theologie entspricht also einer gewissen Logik: Eine globalisierte Welt, die faktisch polyzentrisch ist, braucht eine *theologische Vielsprachigkeit*, wenn und weil es den universalen Relevanzhorizont nicht gibt; katholische Lebensarten, die sich insbesondere in pluralen Gesellschaften in Blasen organisieren, werden sich zudem nicht mehr um genau *ein* spezifisches theologisches Leitparadigma herum versammeln lassen. Was als theologischer Klassiker gilt, ist mehr und mehr von den partikularisierten und von sich verändernden Relevanzhorizonten einer polyzentrischen Welt abhängig, sodass die Zeit der diskursbestimmenden großen deutschen, niederländischen oder französischen Heroen in der Theologie erst einmal nicht wiederkehren kann. Mit dem Verschwinden der geometrischen Selbstverständlichkeit stellt sich natürlich eine gewisse Katerstimmung ein, hatte man sich in der deutschen Theologie weltkirchlich vor sechzig, siebzig Jahren noch in der Rolle des Klassenprimus gesonnt: Die deutschsprachige Theologie wirkt inzwischen geschrumpft, sie ist weniger einflussreich; neuere Debatten wirken importiert, manchmal sogar etwas aufgesetzt und sind nicht zwingend aus eigenen klassischen, intellektuellen Ressourcen entwickelt oder erscheinen dort, wo sie mit eigenen intellektuellen Traditionen nachbearbeitet werden, auf eine staubige Weise »eingedeutscht«.

3. Die Frage nach der Kirchlichkeit³ der Theologie

Nun dürfte es einerseits selbstverständlich zu sein – in den tiefsten Konstellationen einer Reflexion auf das ekklesiologische ‚Prae‘ einer »fides quaerens intellectum« unleugbar selbstverständlich –, dass Theologie eine Vollzugsform von Kirche ist und damit immer auch einen Dienst an dem, was Kirche ist, darstellt. Zu diesen Selbstverständlichkeiten zählt auch die einfache Tatsache, dass Theologie für Berufe mit kirchlicher Sendung oder Ordination ausbildet. Aber dieses ausbildungsbezogene Selbstverständnis der Theologie bröckelt andererseits in dem Maße, in dem die Zahl der Auszubildenden abnimmt und sich die Theologie als Geisteswissenschaft auf dem Markt der von instrumentellem Wissen abstrahierenden Kompetenzvermittlung und im Bereich der Zweifachkombinationen bewähren muss. Zudem muss eingeräumt werden, dass die strikt ausgelegte Kirchen- und Konfessionsbindung der Theologie in der deutschen Universitätswelt des 21. Jh. gelegentlich etwas Fremdes, vielleicht sogar Belastendes an sich haben kann: Wie kann man heute noch so einfach einer säkularen Kollegin aus einem geisteswissenschaftlichen Nachbarfach erklären, warum es ein Nihil-Obstat-Verfahren braucht oder warum Habilitand*innen in der Theologie ein Jahr pastorale Erfahrung nachweisen sollen, um ihre Lehrbefähigung in Theologie zugesprochen zu bekommen – was angesichts der zunehmenden Diversifizierung der theologischen Teildisziplinen und angesichts der Spezialisierung der Methoden *prima facie* etwa so plausibel ist, als würde man einer angehenden Expertin für Quantenkosmologie ein einjähriges Praktikum in der Vermessungsabteilung eines Landratsamtes abverlangen.

Für die im deutschen Sprachraum an öffentlichen Universitäten angesiedelte Theologie war die Kirche (das zeigt die Kirchengeschichte seit dem 19. Jh.) wohl nie eine einfache Partnerin –, seit den verschiedenen Wellen von Missbrauchskrisen ist die Kirche inzwischen eine teilweise ‚diskreditierte‘ Partnerin, sodass – wie es scheint – von der Theologie eine gewisse Distanznahme einzufordern ist: Muss die Theologie im Zuge einer wissenschaftsethischen Selbstreflexion nicht gerade ihre eigene Kirchlichkeit methodisch-kritisch reflektieren, um z. B. ihre intellektuelle Komplizenschaft mit asymmetrischen und unkontrollierten Konstellationen von Macht ans Licht zu bringen oder ihre symbolpolitisch verschleierte und mit Euphemismen verdeckten theologischen Spekulationen als ideologisch kontaminiert zu begreifen und auf diese Weise – *in the long run* – zu einer glaubenszutraglichen und glaubwürdigeren Gestalt von Kirche beizutragen? Die Gestalt einer solchen Theologie wird nicht mehr (nur) Glaubenswissenschaft oder »fides quaerens intellectum« sein können, sondern die Form einer Wissenschaft entwickeln müssen, die in Nachbarschaft zu vielen anderen Geistes- und Sozialwissenschaften auf die Bedingungen der Möglichkeit des Habens und Aktualisierens religiöser Überzeugungen und der damit verbundenen möglichen *Sinngebungspotenziale und Abgründe* reflektiert. Wegen dieser methodischen Distanznahme und aus den oben gestreiften Gründen mutet die Theologie sich und der Kirche, in der sie ja verwurzelt ist, ein *Befremden* zu, das – paartherapeutisch formuliert – nicht mit einer überschaubaren Folge von Therapiesitzungen abgearbeitet sein wird und das man auch ‚um der Kinder willen‘ nicht überspielen kann; denn die Zahl der ‚Kinder‘ – weniger metaphorisch formuliert: der für die kirchliche Sendung oder für den kirchlichen Dienst Auszubildenden – nimmt stetig ab, sodass sich die universitäre Theologie so oder so auf einen Adressatenkreis einstellen muss, der nicht mehr aus klassischen kirchlichen Milieus stammt oder von stromlinienförmigen traditionellen Ausbildungsmotiven geprägt ist. Die Theologie wird mehr und mehr auch ein allgemeinbildendes oder forschungsspezifisch exzellentes geisteswissenschaftliches Angebot zu entwickeln haben, während sie andererseits – und das wird einen Spagat bedeuten – ihre ekklesiologische Rolle gerade um ihrer eigenen Sinnhaftigkeitsherkunft willen nicht aus den Augen verlieren sollte.

Denn auf der anderen Seite darf, ja muss ‚die Kirche‘ der Theologie die Erinnerung an ihre Grundausrichtung und ihr Entspringen aus einem ekklesialen Selbstvollzug zumuten. Im Durchstreifen des forschungspolitisch geformten oder mit Drittmitteln geförderten Marktes der humanwissenschaftlichen Methoden kann es passieren, dass sich die Theologie nicht mehr unterscheiden

³ Vgl. zum Kontext der Fragestellung den mehrfach referenzierten Text bzw. die mehrfach referenzierten Thesen von Jan-Heiner Tück; Ulrich Körtner, Es braucht eine Theologie, die von der Kirche her und Kirche hin denkt, in: *katholisch.de* (23.11.2023) [zuletzt abger.: 19.07.2026]; vgl. ferner dies., Wie hältst du’s, Theologie, mit der Kirche? Antwortversuche nach der 6. KMU, in: Tobias Kläden; Jan Löffel (Hrsg.), *Christsein in der Minderheit. Debatten zur 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung*, Freiburg i. B. 2025, 133–155. Zur Diskussion vgl. auch Rainer Bucher, Falsche Schlüsse. Zum KMU-Kommentar von Tück und Körtner, in: *feinschwarz. Theologisches Feuilleton* (25.11.2023) [zuletzt abger.: 19.07.2026].

kann oder unterscheiden will von anderen Geisteswissenschaften, die im methodischen geisteswissenschaftlichen Kerngeschäft letztlich doch unbekümmerter agieren können als eine in die rein horizontale Achse gekippte Theologie. Hinter der fromm klingenden Rede von der »Verkündigung des Evangeliums« verbirgt sich durchaus ein Lackmustest, der sich sprachphilosophisch in die folgende Frage gießen lässt: Welche Referenz wird *ultima facie* religiösen Überzeugungen und Artikulationsformen von der Theologie und ihren Teilfächern unterstellt? Kann die Theologie sich in ihrem Selbstverständnis mit ‚vorletzten Referenten‘ (wie dem religiösen Bewusstsein, einer religiös-ethischen Praxis etc.) begnügen oder muss sie den (gewiss prekären) Verweis auf das Transzendente offenhalten? Dass ein Glaube, der Verstehen sucht, sich in einem diversifizierten akademischen Kontext bewähren und auch rechtfertigen muss, wird eine Last, aber auch eine Chance sein.

4. Ausblick

Die sich abzeichnenden Entwicklungen verlangen von der Theologie Tugenden, die ursprünglich in konfessionellen Kontexten entwickelt und gepflegt worden waren: Die protestantische Theologie hat in ihrer intellektuell atemberaubenden Geschichte die Haltung der *Pluralitätsresilienz* erlernt; zumindest in ihrer deutschsprachigen Ausprägung kann sie mit Diversifizierung leben, kann damit arbeiten, kann in einer oft noblen Weise damit umgehen – und sieht sich nicht (automatisch) genötigt, in der Vervielfältigung theologischer Stile einen Verlust des theologischen Formalobjektes zu befürchten. Diese Pluralitätsresilienz kann ein *ökumenisches Gastgeschenk* an die katholische Theologie sein, die in einigen systematischen Fächern (und wohl nicht nur da) eine kräftezehrende Methoden- und Stildebatte hinter sich hat, die nach reichlich Polemiken, Rhetoriken und ansatzhaften Verständigungen erste langsam Konsense vorweisen kann.

Gegenüber einer drohenden Parzellierung theologischer Stile können aber sowohl die protestantische als auch die katholische Theologie von der katholischen Ekklesiologie und ihren jüngsten Debatten die *Denkform der Synodalität* als *Haltung* (die nicht in erster Linie ein Organisationsprinzip wäre) übernehmen: Sie fordert dazu auf, sich dem Anderen auszusetzen, buchstäblich in seine/ihre Schuhe zu schlüpfen⁴ und sein/ihr Problembewusstsein ernst zu nehmen und sich, so gut es geht, damit zu identifizieren. Auf diese Weise könnten theologische Stile dafür sorgen, dass sie im Gespräch bleiben und dass auch der berechtigte Einspruch (der von verschiedensten Seiten formuliert wird, gerade auch von identitätssensiblen Studierenden), Theologie müsse aus der »fides quaerens intellectum« entspringen, nicht ungehört verhallt. Auch der Bildung von intellektuellen, retro-chic katholischen Blasen oder ‚resorts‘ würde eine als Haltung gelebte Denkform der *Synodalität* systemisch entgegenwirken.

Beide Tugenden werden gefragt sein, um die sich bereits hinlänglich klar *abzeichnenden Paradoxien*, auf die sich die universitäre akademische Theologie einstellen muss, auszuhalten oder in Quellen der Produktivität zu verwandeln: Von ihr wird verlangt sein, auf den *Glauben* zu reflektieren und doch zugleich auch religiöse Überzeugungen als anthropologische und kulturelle *Artikulationsformen* bzw. *Artefakte* kritisch zu analysieren und zu dekonstruieren, die Schönheit oder Überzeugungskraft des christlichen Glaubens *begrifflich zu entfalten* und gleichzeitig die Genese und Adäquatheit der Begriffe in einer *Hermeneutik des Verdachts* in Frage zu stellen, die Normativität des Glaubens und seiner Orientiertheit an einer *letztgültigen Wahrheit* zu plausibilisieren und gleichzeitig die *Unmöglichkeit* einer, unbedingte Geltung einwerbenden, *Darstellung des Unbedingten* in einer Welt voller Bedingtheiten konstitutiv mitzudenken.

⁴ Vgl. Jan-Heiner Tück, die Einbeziehung der anderen. Zur Unhintergebarkeit der ökumenischen Öffnung und des interreligiösen Gesprächs, in: MThZ 64 (2013) 399–412. Die dort entwickelten Grundsätze können auch für die inzwischen unübersehbar gewordene Notwendigkeit einer inner-katholischen Ökumene gelten.